Düsseldorfer Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 42. Sonntag, 20. Oktober 1895. Jahrgang 1895.

Andreas Achenbach.

Seinen achtzigsten Geburtstag feierte am 29. September dieses Jahres Professor Andreas Achenbach, der Altmeister unter den deutschen Landschaftern und Marinemalern. Zu Kassel 1815 geboren als Sohn eines Kaufmannes, dessen Berufsgeschäfte weite Reisen bedingten, durfte er schon als Knabe den Vater häufig begleiten, und indem er so ein großes Stück Welt kennen lernte, schärften sich sein Blick und seine Beobachtungsgabe. Nachdem sich sein Vater dauernd in Düsseldorf niedergelassen hatte, bezog Andreas Achenbach die dortige Akademie, die er 1835 verließ. Als Sonderfach hatte er zunächst die Architekturmalerei erwählt, aber eine erneute Reise, die er in Begleitung seines Vaters durch Holland und Skandinavien antrat, wies ihn auf jene Wege, auf denen er hohen Ruhm erwerben sollte. In München, wo er nunmehr seinen Aufenthalt wählte, führte er die auf jenen Nordlandfahrten gesammelten Entwürfe weiter aus, und nur wenige Jahre vergingen, so zählten die Strandansichten, Hochgebirgspartien und Marinen von Andreas Achenbach zu den meistbewunderten Gemälden in den deutschen Ausstellungen und Kunstsalons.

Heute gibt es keine nennenswerte Galerie, die nicht einige seiner Werke zu den kostbarsten Perlen ihres Besitzstandes rechnete. Schon 1850 errang er auf der Berliner Kunstausstellung die große goldene Medaille, und seitdem sind ihm alle jene Ehren und Auszeichnungen zugefallen, wie sie ein hervorragender Meister zu ernten pflegt. Er ist Mitglied zahlreicher Akademien und Kunstgenossenschaften, zu seinem 70. Geburtstage verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Bonn den Doktortitel und die Stadt Düsseldorf, die ihm zur eigentlichen Heimat geworden ist, das Ehrenbürgerrecht. Eine besondere Auszeichnung aber widerfuhr ihm dadurch, daß Heinrich von Angeli, der große Porträtmaler, den Auftrag erhielt, sein Bildnis für die Nationalgalerie in Berlin zu malen.

Des Meisters 80. Geburtstag wurde in Düsseldorf festlich begangen, alle Kreise der Bevölkerung, insbesondere die zahlreichen katholischen Vereine der Stadt — Achenbach war stets ein treuer Sohn der katholischen Kirche — beteiligten sich an den Festlichkeiten. Auch der Kaiser ehrte den Künstler durch ein wertvolles Geschenk. — Ohne Lehrer gewesen zu sein, ohne also Schüler im eigentlichen Sinne des Wortes gebildet zu haben, hat Achenbach doch den größten Einfluß auf die gesamte Düsseldorfer Kunst ausgeübt. Sein Ruf zog viele nach der rheinischen Musenstadt. Manchem hat der Meister mit Rat und That zur Seite gestanden, aber die Hauptwirkung übten seine Werke, an denen jeder etwas lernen konnte. Auch sein Bruder Oswald, der sich in seiner Eigenart als Maler italienischer Farbenglut zu weltbekannter Bedeutung entwickelte, empfing von Andreas die ersten Unterweisungen.

Möge den Jubilar, den noch die Schaffenskraft der Jugend beseelt, der Himmel noch lange erhalten zur Freude seiner Familie, zur Ehre Düsseldorfs und zum Ruhme der deutschen Kunst!

Andreas Achenbach.

Das Testament eines Menschenverächters.

Roman von Hugh Conway.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

3. Ein neues Leben.

Ich glaube, es war ungefähr um jene Zeit, daß die Erziehung, die Herr Loraine mir mittelbar gegeben hatte, anfing reichlich Früchte zu tragen. Als ich zuerst in die Welt trat, hielt die Neuheit und Ungewohnheit alles dessen, was ich sah, das Uebel, das ich eingesogen hatte, im Hintergrund. Aber jetzt, da ich ein Mann war und der falsche Glorienschein, mit dem ein Jüngling alles umgeben sieht, verblaßte, kamen viele der Lehren des Herrn Loraine, viele seiner leichtfertigen Grundsätze, vielleicht unbewußt, mir wieder ins Gedächtnis. Die Gewißheit, mit der er stets annahm, daß jede Handlung eines Menschen irgend einen selbstsüchtigen Beweggrund zur Triebfeder habe, bildete sich bei mir wenigstens als Argwohn aus. Ich hatte Freunde falsch befunden, welche mich unter der Maske der Freundschaft beraubt hatten, beraubt nicht nur meines Geldes, sondern auch dessen, was höheren Wert hat — des Vertrauens auf meine Mitmenschen. Nachgerade begann ich mich selbst zu überreden, daß eine Beliebtheit, wie ich mich deren erfreute, nicht meinen Verdiensten beizumessen sei, sondern meinem irdischen Besitztum, daß ich keineswegs ein ausgezeichneter Mensch sei — sondern nur ein junger Mann von großem Vermögen.

Unter solchen Umständen geschieht es leicht, wie es bei Julian Loraine der Fall gewesen war, daß sich Mißtrauen gegen alle Menschen schnell entwickelt.

Das weibliche Geschlecht hatte mir noch nichts gethan, was meine Achtung für dasselbe verringert hatte. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte ich noch kein Mädchen gefunden, das ich hätte lieben können. Ein Grund dieses Umstandes lag darin, daß ich, von romantischem Gemüte, fest entschlossen war, nur dasjenige Mädchen zur Frau zu begehren, das mich um meiner selbst willen und nicht meines Geldes wegen lieben würde.

Ich möchte diese Erzählung so viel wie möglich frei von jeder sarkastischen Bemerkung halten, jedoch wünschte ich oft zu wissen, ob die Mütter schöner junger Töchter mich für einen so herrlichen Menschen gehalten hätten, wenn Herr Julian Loraine nicht solch' ein Testament gemacht hätte.

Aber endlich liebte ich, ich liebte blind und ach! leider mit Eifersucht.

Ich hatte mein Herz nicht einer Tochter aus reicher oder vornehmer Familie geschenkt. Das Mädchen, das ich liebte, hatte ich auch nicht in den Gesellschaftssälen angetroffen; doch dachte ich mit stolzer Freude an den Tag, wo ihr alle Blicke folgen und von ihrer Schönheit geblendet sein würden.

Wie es sich von selbst versteht, war ich parteiisch — alle Verliebten sind es — aber jetzt, wo ich von meinem Papiere auf das Bildnis blicke, das mir gegenüber an der Wand hängt, sage ich mir selbst, daß meine Liebe mich nicht verblendet hatte.

Das dichte, weiche, blonde Haar, etwas tief in die Stirn gewachsen, war über die Ohren zurückgestrichen, um sich mit dem seidenen Knoten an ihrem Hinterkopfe zu vereinigen. Der Kopf selbst war klein, fein geformt und besonders von schönem Ebenmaße. Die Augen groß, sanft und dunkelblau. Lange, gerade, — ja gerade, nicht geschweifte — Wimpern, mit denen die Augenlider befranzt waren, fielen, wenn diese geschlossen waren, buchstäblich bis auf die Wangen nieder. Ihr Wuchs war mädchenhaft, jedoch vollkommen. Ach! ich habe nicht nötig, auf das Bildnis zu blicken, um mir meine Geliebte ins Gedächtnis zurückzurufen und sie zu schildern!

Uebrigens hieß sie Viola Keith. Sie war eine Waise, aber nicht ganz verlassen.

Ich wußte nichts von ihrer Familie und ihrer Umgebung. Ich kümmerte mich nicht darum. Nur eine Frage legte ich mir vor: Kann ich sie gewinnen, und um meiner eigenen Person wegen gewinnen? Hier, selbst hier, im ersten Aufkeimen meiner jungen Liebe, mußte ich mich vor Argwohn hüten, um nicht berechnende Beweggründe als Triebfeder vorauszusetzen.

Darum, als ich ihr meinen Namen sagen mußte, nannte ich mich Julian Vane. Wenn sie mich liebte, sollte sie mich in der Voraussetzung heiraten, daß sie einen Mann ehelichte, der von demselben Stande sei, wie sie, und in denselben Verhältnissen lebe.

Nicht, daß sie so niedrigen Standes gewesen wäre, daß ich mich dessen hätte schämen müssen. So viel ich erfahren konnte, war sie eines jener Mädchen, deren Eltern nur ein kleines Vermögen hinterließen, das jedoch beträchtlich genug war, ihr ein anständiges und bequemes Leben zu gewähren. Ich fand, daß Viola in einem kleinen Hause, mit einer gespreizten, alten Dame — der wahre Inbegriff von Würde und Anstand — die ehedem des Mädchens Lehrmeisterin gewesen war, lebte; und es muß dies ein einsames, einförmiges Leben gewesen sein.

Ich lächelte bei dem Gedanken, wie ich, wenn sie mich liebte, sie aus ihrem düsteren Hause führen und ihr die große Welt und ihren Schimmer zeigen wollte.

Aber wie konnte ich mich um sie bewerben? Es war nicht wahrscheinlich, daß ich sie in einem befreundeten Hause antreffen würde. Ich hatte keine Schwester, keine Base, oder irgend jemand, der mir in dieser Hinsicht einen Freundschaftsdienst hätte erweisen können. Jeder Augenblick der Verzögerung schien mir eine Ewigkeit zu sein. Ich mußte etwas beginnen.

So wartete ich eines Tages, bis ich sah, daß Viola das Haus verließ. Ich wartete, bis mir ihre anmutige Gestalt aus den Blicken entschwunden war und es kostete mich viel Selbstüberwindung, ihr nicht nachzueilen. Dann schritt ich auf das Haus zu und verlangte Fräulein Rossiter, die schon genannte peinliche alte Dame, zu sprechen.

Mit einfachen Worten erklärte ich ihr die Absicht meines Besuches. Ich sprach offen von meiner heißen Liebe zu ihrer jungen Gefährtin und bat sie, sie möchte die Hindernisse, die einem näheren Umgange im Wege ständen, beseitigen. Unzweifelhaft bestrebte ich mich, mit der Schlauheit eines Liebhabers, der alten Dame angenehm zu erscheinen. Die Erlaubnis wurde gnädigst erteilt, Besuche im Hause zu machen.

Das war alles, was ich wünschte. Ich erhob mich, um mich zu empfehlen, den folgenden Tag sehnlichst herbeiwünschend, indem ich es nicht wagte, noch an demselben Tage einen zweiten Besuch zu machen. Gerade in diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Viola erschien.

Erstaunen malte sich auf ihrem Antlitz — Erstaunen, aber nicht Mißvergnügen. Ihre Wangen überflog ein zartes Erröten, und diese Anzeichen sagten mir, daß ich sie gewinnen würde.

Jetzt, da ich in der Citadelle Fuß gefaßt hatte, erstrebte ich lebhaft und ungestüm die Erfüllung meiner Wünsche. Die Tage, die folgten, sind für mich zu heilig, als daß ich sie schildern könnte, aber ehe deren viele verflossen, wußte ich, daß Viola's Liebe mir gehörte.

Wir begaben uns zu der gütigen alten Dame und verkündeten ihr die frohe Nachricht. Die alte Freundin ließ ihre Stickerei fallen und blickte erschreckt auf.

„O nein, nein!" rief sie im Tone des Entsetzens. „Das können sie nicht im Ernste meinen."

Viola's Erröten und meine Worte bewiesen ihr, daß es unser feierlicher Ernst sei.

„O Himmel, o Himmel!" sagte Fräulein Rossiter seufzend. „Was soll ich anfangen? Sie kennen einander ja nur eine Woche lang!"

„Von meiner Seite wäre ein einziger Tag genügend gewesen!" erklärte ich, indem ich meine liebliche Viola entzückt anblickte.

„Es ist so plötzlich," fuhr Fräulein Rossiter fort. „Ich ließ mir so etwas nie im Traume einfallen. Ich dachte, Herr Vane, daß sie wenigstens drei Monate lang Ihre Bekanntschaft fortsetzen würden. O Himmel, ich bin sehr zu tadeln!"

Das alte Fräulein schien so bestürzt, daß Viola zu ihr lief und sie küßte.

„O, was wird Eustace sagen? Er wird mich entsetzlich tadeln. Er ist so herrisch, du weißt es, Viola."

„Wer ist Eustace?" fragte ich. Es kam mir vor, als ob Viola nachdenklich wurde, als sie den Namen hörte.

„Herr Grant, mein Vormund und guter Freund," antwortete sie.

„Dann muß ich ihn sehen. Wo kann ich ihn finden?"

„Er ist abwesend," sagte Fräulein Rossiter kläglich. „O! ich bin sehr zu tadeln! Ich hätte alle möglichen Erkundigungen über Sie einziehen sollen, Herr Vane."

„Die kann ihr Freund bei seiner Rückkehr machen. Wann wird das stattfinden?"

„Das weiß niemand. Vielleicht morgen, nächsten Monat, nächstes Jahr. Man kann es niemals sagen. Ach Gott! Ach Gott!"

Ich lachte und zog Viola fort. Wir waren so glücklich, daß wir alle kläglichen Seufzer des Fräuleins Rossiter vergaßen, und ich kümmerte mich wenig um Viola's Vormund. Ich fragte nicht einmal, wer er eigentlich sei.

Aber nach zwei Tagen wußte ich es. Ich besuchte Fräulein Rossiter zur gewöhnlichen Stunde. Viola hörte mein Klopfen und trat mir am Vorplatz entgegen.

„Heute ist Eustace zurückgekommen. Er ist jetzt hier," sagte sie freudig.

Ich folgte ihr ins Zimmer, um ihren Vormund kennen zu lernen. Obgleich sie ihn bei seinem Taufnamen genannt hatte, erwartete ich dennoch, in ihm einen nüchternen Mann mittleren Alters zu finden; aber in dem Armstuhle lehnte dort, als ob der Platz ihm gebühre, ein sonnverbrannter Mann von kräftigem Körperbau, der nur einige Jahre älter sein konnte als ich. Er erhob sich, als ich eintrat und Viola machte uns miteinander bekannt, jedoch war sie etwas verlegen.

Er war hoch gewachsen — größer als ich. Seine Schultern waren breit, seine Gliedmaßen lang und muskulös. Ein Mann, der, wenn er auch nicht schön war, dennoch überall Aufmerksamkeit erregen mußte. Ich erstaunte über sein unerwartetes Eintreffen und der Gedanke erfaßte mich: „Durch welches Recht ist dieser Mann der Vormund des Mädchens, das ich liebe?"

Er reichte mir die Hand, aber, wie ich mir einbildete, nicht herzlich. Er blickte mir gerade ins Gesicht und ich hatte das Bewußtsein, daß er trachte, aus meinen Augen etwas über meinen Charakter zu lesen. Plötzlich sah ich den Ausdruck der Ueberraschung in seinen Zügen — sah seine Mundwinkel wie in halbunterdrücktem Spott herabgezogen; und von jenem Augenblicke an fühlte ich gegen ihn nur Mißtrauen und Abneigung.

Zum erstenmale that es mir nicht leid, Viola zu verlassen. Das Erscheinen dieses Mannes unter uns, die Vertraulichkeit, die augenscheinlich zwischen ihm und Fräulein Rossiter und Viola bestand, dämpfte meine Freude einigermaßen.

Der Gedanke, daß mein Glück in irgend einer Weise von seiner Gunst abhing, entrüstete mich. Ich wurde verdrießlich und schweigsam und der Abend verfloß trübe für mich.

Aber nicht für meine Freunde. Diesem Grant stand augenscheinlich die Gabe geistreicher, fließender Rede zu Gebote. Er erzählte auf unterhaltende Weise ein Erlebnis in einem entlegenen Dorfe in den Alpen, in welchem er aus unbekannten Ursachen sich aufgehalten hatte. Doch glaubte ich bisweilen zu bemerken, daß seine Fröhlichkeit gezwungen war, und wieder und immer wieder sah ich, wie seine durchdringenden Augen forschend auf mich gerichtet waren, was mich über die Maßen verdroß.

Als ich mich zuletzt erhob, folgte er meinem Beispiele. Viola begleitete mich ihrer Gewohnheit gemäß bis zum Hausthore, jedoch glaubte ich oder bildete mir ein, eine gewisse Zurückhaltung in ihrem Benehmen zu bemerken. Eustace Grant ging vor uns her. Er öffnete die Thür und stand auf der Schwelle. Ich zögerte einen Augenblick, um Viola noch einmal gute Nacht zu sagen.

Sogleich kehrte sich Grant um, als ob er über mein längeres Verweilen ungeduldig wäre. Gerade dem Hause gegenüber war eine Laterne und auch der Vorplatz war hell erleuchtet, deshalb konnte ich des Mannes Gesicht deutlich sehen, und es war ein unbeschreiblicher Ausdruck in seinen Augen, der mir seine Gefühle enthüllte. Dieser Eustace Grant, oder wer er immer war, liebte Viola so, wie ich sie liebte! Eifersucht und Mißtrauen, diese bösen Geister, die in meinem Charakter schlummerten, erwachten jetzt. Ich ergriff Viola's Hand und zog sie schnell in ein nahe gelegenes kleines Zimmer. Sie blickte mich erschrocken an.

„Viola, wer ist dieser Mann?"

„Liebster, ich habe es dir gesagt: Eustace Grant, mein Vormund!"

„Wer ist er? Welchen Standes?"

„Ach, das ist noch ein Geheimnis. Er wird es dir eines Tages sagen; denn, Julian, du wirst ihn wie einen Bruder lieben, wenn du ihn erst kennst."

„Niemals! Höre mich an, Viola. Dieser Mann liebt dich!"

Sie gab keine Antwort, und bei dem Licht, das durch die halb geöffnete Thür drang, sah ich den milden Ausdruck des Mitleids und des Bedauerns auf ihrem lieben Antlitz.

„Weißt du es?" fragte ich.

Sie seufzte. „Ich fürchte, daß es so ist, oder so gewesen ist. armer Eustace!"

Der Ton, in dem die beiden letzten Worte gesprochen wurden, brachte Trost in mein Herz. Ich wußte nun, daß ich keinen Nebenbuhler zu fürchen hatte. Ich umarmte Viola und trennte mich von ihr; Grant stand noch auf den Stufen vor der Thür. Es war augenscheinlich, daß er auf mich wartete. Ich blieb auf der Straße stehen und blickte mich nach einem Mietswagen um.

„Möchten Sie nicht eine kleine Strecke Weges mit mir gehen, Herr Vane?" fragte Grant.

„Ich habe einen weiten Weg. Ich möchte lieber fahren."

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, aber ich muß Ihnen verschiedenes sagen."

Er wandte sich in etwas gebieterischer Weise an mich, als ob er bestimmt erwarte, daß ich ihm folgen würde. Ich zögerte; dann trat ich zu ihm und wir gingen nebeneinander fort.

Es waltete kaltes Schweigen zwischen uns; aber als ich auf die hohe, männliche Gestalt an meiner Seite blickte, und dann und wann bei dem Scheine einer Gaslaterne dieses auffallende Gesicht, in dem sich männliche Kraft ausdrückte, betrachtete, fing der Dämon des Mißtrauens abermals an, von meinem Herzen Besitz zu nehmen. „Wie," fragte ich mich, „ist es möglich, wenn zwischen uns alles gleich ist, daß ein Mädchen mich diesem Manne vorziehen kann?" Und Dank sei dem Umstande, daß ich meinen Namen und wahren Stand verschwiegen hatte, jetzt hatte Grant anscheinend ihr ebenso viel zu bieten als ich.

Nach einer Weile blieb mein Gefährte stehen und öffnete mit einem kleinen Schlüssel ein Hausthor. Er lud mich ein, näher zu treten, und öffnete ein Zimmer zu ebener Erde. Da ich jetzt in seinem eigenen Hause war, änderte er sein Benehmen. Er war jetzt der Wirt und ich sein Gast. Er entschuldigte sich wegen der Unordnung, die in seinem Zimmer herrschte. Er war erst gestern in seine Wohnung zurückgekehrt und hatte noch nichts ordnen können. Das Zimmer, obgleich einfach eingerichtet, zeigte, daß der Inhaber ein Mann von Geschmack und Bildung sei. Bücher lagen allenthalben zerstreut umher. Grant warf einen Stoß derselben auf den Boden von einem Stuhle herab, um diesen mir anzubieten.

„Rauchen Sie?" fragte er mich, indem er mir eine Cigarre anbot. „Darf ich Ihnen auch etwas Cognac und Sodawasser geben?"

Er öffnete einen Schrank und nahm einige Flaschen aus demselben. Ich lehnte seine Gastfreundschaft ab und erwartete seine Eröffnungen. Er stand mit dem Rücken gegen den Kaminsims und stopfte mechanisch eine Pfeife. Jedoch zündete er sie nicht an; und obgleich ich so gleichgültig wie möglich nach einer anderen Richtung blickte, hatte ich dennoch das Bewußtsein, daß er mein Gesicht aufmerksam prüfte.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Herr Grant?" brach ich das Schweigen.

„Ja, ich überlege nur, wie ich es sagen soll. Ich bin ein wenig Physiognomiker und habe erst Ihre Physiognomie studirt, um mich zu orientiren."

Ich lächelte spöttisch, sagte aber nichts. Meinetwegen konnte er mich die ganze Nacht anblicken, wenn es ihm beliebte. Plötzlich aber sprach er in scharfem, kurzem Tone:

„Warum geben Sie sich einen falschen Namen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit bei Talglicht.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Dr. Adalbert Müller.

(Nachdruck verboten).

An einem Sommernachmittage aus einer Breslauer Zeitungs-Redaktion kommend, vertiefte ich mich in jenes Labyrinth von Gassen und Gäßchen, welches, zwischen Herrnstraße und Schmiedebrücke nach Norden zu durch die Oder abgeschlossen wird. Es ist dies ein Stück von Alt-Breslau. Man merkt es an der Enge der Straßen, der Bauart der Häuser, man sieht es an den Läden; ja sogar bis auf den Inhalt dieser Läden erstreckt sich die Bezeichnung „alt". Trödler sind es zum überwiegend größten Teil, welche hier ihre Waren feilbieten: Möbel, Kleidungsstücke, welche Dezennien an sich vorüberziehen sahen, Generationen zum Schmuck, zum Schutz dienten. Hier ist alles Vergangenheit; ein Lumpenheim könnte man diesen Stadtteil nennen, einen Friedhof der Mode. Und da diese Lumpen einst begehrte Zier waren, diese farblosen Leichen in Farbenfrische prangten, lebten durch die Schöpferkraft der Mode, könnte man, die Zeit dazu vorausgesetzt, Betrachtungen sich hingeben über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Wenn auch nicht der Schild Karls des Großen, so mag doch manches Stück alten Hausrates sich hier vorfinden, das ein Antiquitäten-Liebhaber mit an Aberglauben grenzender Scheu betrachten und bergen würde.

Für mich indessen bot an jenem Nachmittage dieses Straßengewirr nichts Anziehendes. Die über demselben brütende, stark mit Häringsduft geschwängerte Atmosphäre beleidigte meine Geruchs-

nerven und möglichst schnell suchte ich nach dem Teil der Promenade zu entkommen, welcher jenseits der Sandbrücke zur Holtei-Höhe sich hinzieht, als mich jemand auf die Schulter klopfte und dadurch zum Verweilen nötigte. Mich umwendend, erblickte ich den Gutsbesitzer von D., einen ältlichen Herrn, der in seiner Jugend etliche Semester juristischer und chemischer Kollegien geschwänzt, nachher aber das bei Breslau gelegene väterliche Besitztum übernommen hatte. Die Bewirtschaftung desselben überließ er jedoch größtenteils seinem Inspektor und lebte meist in Breslau, wo er eine chemische Fabrik besaß. Liebhaber von allem, was altertümelte, befand er sich inmitten dieses Trödelkrames ganz in seinem Milieu. Hätte man ihm gesagt, er würde dort die Lanzenspitze Tamerlans finden, er wäre nicht nur in die Oderstraße und Stockgasse vorgedrungen, sondern noch 10 Klaftern unter das Niveau derselben.

Mit diesen Worten bezahlte er dem Verkäufer den Preis des Havelocks, ließ sich denselben einwickeln und übergab das Paket zugleich mit seiner Adresse einem Dienstmann. Darauf gingen wir weiter. Ich drängte ihn, mir das Geheimnis dieses schmutzigen Möbels zu erklären, und er erzählte mir folgende Geschichte: „Wie Sie aus meinen Bekenntnissen wissen, war ich in meiner Jugend das, was man einen Schwerenöter nennt, einen Durchgänger. Die Chronique scandaleuse von Breslau zählte zu jener Zeit wenige Abenteuer, bei denen mein Name nicht genannt wurde. Ich kompromittirte mich nur des Vergnügens halber, in den Mund der Leute zu kommen; alle Welt sollte sich mit mir beschäftigen, ganz Breslau von mir sprechen. O vanitas vanitatum!

Solange ich in den Kreisen der feinen Gesellschaft blieb, hatte ich mehr oder weniger verwickelte Abenteuer, mehr oder

Die Maus. Nach dem Gemälde von Geza Peske.

Er spürte augenscheinlich nichts von den Miasmen, welche diese Luft erfüllten, sondern sah sich gemächlich die wurmstichigen und fadenscheinigen Herrlichkeiten an, welche rechts und links im Bereiche seiner Blicke lagen.

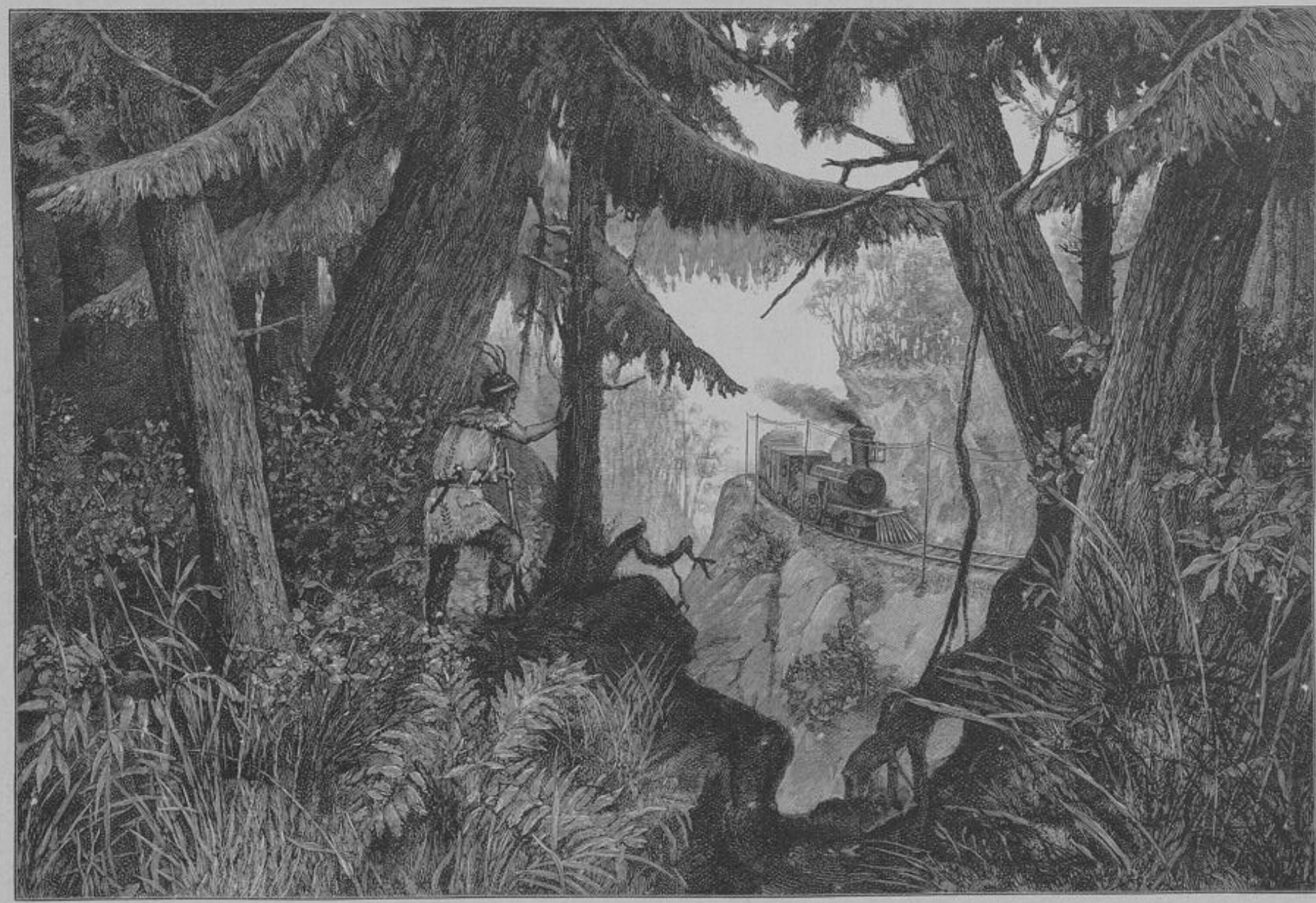
Plötzlich blieb er stehen. Ein alter Havelock von der Art, wie man sie vor ungefähr 20 Jahren trug, fesselte seine Aufmerksamkeit. Unter allerlei schmierigem Kram hatte sein geübtes Auge ihn entdeckt. Er trat hinzu, betrachtete ihn ganz genau, untersuchte Nähte, Knopflöcher, Unterfutter. „Er ist es!“ schrie er auf, „er ist es!“ Und gerührt umarmte er ihn und benetzte ihn mit seinen Thränen.

„Aber was sind denn das für Scherze!“ rief ich aus.

„Lassen Sie mich diesen Tribut meinem stummen Ankläger zollen; gestatten Sie, daß ich mich mit ihm wiedervereinige nach langen Jahren der Trennung,“ bat er.

weniger problematische Ehrenhändel; aus allen aber ging ich gesund und wohlbehalten hervor, wie es ja in der Regel geschieht unter jungen Leuten von guter Erziehung und einem gewissen Bildungsgrade. Aber war es nun Launenhaftigkeit oder Uebersättigung, kurz, ich wurde dieser Art zu leben und mich zu amüsiren, überdrüssig und so ging ich als sprechendes Beispiel für jene Regel, daß die Extreme sich berühren, ganz unvermittelt vom hochfahrendsten Aristokraten-Stolze zu den niedrigsten Passionen des Janhagels über. Ich hörte auf, mich elegant zu kleiden, vergaß die Theater, die Salons, verzichtete auf meine alten Freundschaften und nahm die Tracht, sowie die Umgangsformen der Fabrikarbeiter meines Vaters an, in deren Gesellschaft ich mich am liebsten bewegte.

Bei meinen nächtlichen Abenteuern, in die ich mich mit mehr Eifer und größerer Ausdauer stürzte als Don Quijote auf dem Feld von Montiel, schützte mich vortrefflich ein brauner Havelock.



Pacificbahn im Arwakd von Nebraska.

Original-Illustration.

Eingehüllt in denselben bis an die Nasenspitze, besuchte ich die verrufensten Lokale, welche in Stadt und Umgebung zu finden waren, Branntweinkneipen und Spelunken, wo die Hefe des Volkes in rohester Weise ihre wüsten Orgien feierte, die verborgensten Schlupfwinkel des Verbrechens. Meine Freigebigkeit, mein guter Humor, meine Bereitwilligkeit zu allen dummen Streichen verschafften mir bald eine traurige Berühmtheit unter dem Gesindel, welches um mich und unsere Arbeiter sich scharte, und mein brauner Havelock galt gewissermaßen als Träger dieser Berühmtheit. Wo er auftauchte, herrschte die ausgelassenste Lustigkeit, floß der Wein, das Bier, der Fusel in Strömen. Bald gab es in den Familien der Arbeiter kein Fest, wo man nicht auf mich rechnete, auf meinen Havelock. Stürmisch wurden wir jedesmal begrüßt; Männer sowie Frauen feierten uns, und ich genoß in diesen Kreisen ein Ansehen, eine Ueberlegenheit, wie der Kazike in einem Araukanerstamm. Daß der Havelock fein und neu war, verlieh ihm natürlich noch mehr Uebergewicht über die schlechteren Kleider, welche ihn umgaben. Ich war indessen in der praktischen Bestätigung meiner demokratischen Verbrüderungstheorie bereits so weit gekommen, daß mir in diesem Taumel auch die scheinbare Achtung, welche man solchen Aeußerlichkeiten zollte, lästig fiel; nichts wollte ich vor meiner Umgebung voraus haben und deshalb behandelte ich den Gefährten meiner Tollheiten so schlecht, daß er in kurzer Zeit Form und Farbe eines vom Gebrauch abgenutzten Arbeiterkleidungsstückes annahm. Nun glaubte ich mich geschützt wie durch den Schild der Minerva, unternahm alles, schreckte vor nichts zurück.

Eines Abends wollte ich mich hinausbegeben an das äußerste Ende der Klosterstraße. Etliche unserer Arbeiter begleiteten mich; sie waren eingeladen worden von einem ihrer Genossen, der an demselben Tage Hochzeit feierte. Ich durfte selbstverständlich nicht fehlen und nahm die Einladung ebenso ernst, als hätte es sich um eine Pariser Soiree oder einen englischen Raout gehandelt.

Die Nacht brach herein, ehe wir das Haus fanden, in welchem unser Hochzeiter wohnte. Es war ein sehr bescheidenes Heim, diese Hütte am Ausgange der Klosterstraße. Drei oder vier Arbeiterfamilien hatten trotzdem in derselben Platz gefunden. Nachdem wir an zwei Thüren vergebens gepocht, fanden wir mit Hilfe der Einwohner endlich die richtige; aber — jedenfalls seltsam bei der Thür eines Hochzeiters — verschlossen. Ungeachtet des Lärmes, den unsere lustige, nun schon auf mehr als zwei Dutzend Köpfe angewachsene Schar verursachte, konnte die Oeffnung des Zimmers, in welchem das neuvermählte Paar mit den Eltern des Bräutigams zusammenwohnte, erst dann erreicht werden, als ich kurz entschlossen eines der kleinen Fenster einwarf, mit Stentorstimme meinen Namen in den dunklen Raum hineinrief und hinzufügte, daß ich als geladener Hochzeitsgast Einlaß begehre. Mochte es nun der Respekt vor dem Gastrecht oder der vor meiner Person sein, welcher sich hier wirksam erwies: die Thür öffnete sich und eine alte, schlaftrunkene Frau, die Mutter des Hochzeiters, erschien auf der Schwelle, mit einem brennenden Talglichtstumpf in der Hand, um sich zu entschuldigen. Ihr Sohn hätte auf mein Kommen nicht mehr gerechnet, da es Abend geworden, und so seien sie zu Bett gegangen. Nun freilich, das glaubte ich schon; jeder Zweifel wäre auch widerlegt worden durch die Thatsache, daß sie vor mir lagen: Braut, Bräutigam und der Vater des letzteren, in ihrem Schnapsrausche unfähig, sich zu erheben. Ich ließ natürlich keine Entschuldigung gelten; aufstehen mußten sie. Ihre Hochzeit wollte ich unter allen Umständen feiern und zwar in ihrer Gesellschaft.

Während die brave Mutter des Bräutigams, in tausend Aengsten, wie sie den Anforderungen genügen sollte, welche eine solch unerwartet große Anzahl Gäste an ihre Vorratskammer stellen würde, im Zimmer sich abmühte, ihren Ehemann, sowie die Neuvermählten auf die Beine zu bringen, traf ich draußen meine Anordnungen für eine solenne Feier, an der natürlich auch sämtliche Hausbewohner teilnehmen sollten. Ich schickte zum nächsten Krämer, zum Restaurateur, zum Bäcker, zum Fleischer, und als meine Boten beutebeladen zurückkehrten, trat ich wieder in das Hochzeitsgemach. Mit trübselig verschwommenen Augen saß die Braut auf einem Stuhl, ihr Schwiegervater daneben; der Bräutigam aber lag, laut schnarchend, noch wo er gelegen. Da wir ihn vorläufig nicht ermuntern konnten, begann die Feier seiner Hochzeit ohne ihn.

Die Gäste hatten es sich alle bequem gemacht. Ich entledigte mich meines Rockes, die übrigen männlichen Festteilnehmer folgten meinem Beispiele und hemdärmelig begannen wir nun ein Bacchanal, welches einer Sanskülotten-Orgie in nichts nachstand. Meine Kazikenwürde aber wahrte ich durch den auf's Hinterhaupt geschobenen Cylinder, während die übrigen Pokulirenden barhäuptig als Respektperson mich ehrten. Ich kommandirte die Flaschen, die Pfropfen knallten, unser Gesang stieg durch die offenen Fenster hinaus in die stille Vorstadtsnacht. Und was für ein Gesang, mein Freund, wissen Sie, so einer, der Stein erweichen, Menschen rasend machen kann! Zum Glück waren Menschen, die wir hätten rasend machen können, nicht zur Hand, und unser Bräutigam schnarchte mit des Basses Grundgewalt weiter, sogar in den Pausen. Das lief aber doch wider allen Comment. Die Langmut der Hochzeitsgäste war solchem Bräutigam gegenüber endlich erschöpft, und ich konnte ihr stürmisches Verlangen, ihn an seinem Ehrentage neben der Braut an der Tafel zu sehen, nicht länger bändigen. Als alle ermunternden Zurufe, alle freundschaftlichen Püffe ihn aus seiner Betäubung nicht zu erwecken vermochten, wurden etliche Kübel kalten Wassers vom Brunnen im Hofe geholt und unter allgemeinem Johlen über den Schnarcher ausgeleert. Diese etwas rüde Behandlung hatte endlich den gewünschten Erfolg. Der Baß verstummte, der Bräutigam erhob sich von seinem nassen Lager und da er noch nicht ganz sicher auf den Beinen stand, führte man ihn unter wildem Jubel zum Brunnen, wo die Badeprozedur fortgesetzt wurde. Allmählich kam er so weit zur Besinnung, daß er den status quo begriff und an der Tafel Platz nahm. Ja, er wagte sogar eine Rede. Mit wütendem Beifall aufgenommen, würde dieselbe uns noch lange in dem unzureichenden Raume bei einander gehalten haben, wenn nicht ein unvorhergesehener Umstand derselben ein vorzeitiges Ende bereitet hätte. An alles hatte ich gedacht, für alles Fürsorge getroffen, nur die Grundbedingung alles Schaffens hatte ich vergessen, das Licht. Der traurige Talglichtstumpf, der unserem Einzuge geleuchtet, war längst in Rauch aufgegangen; was wir sonst an Talglichtern im Hause auftreiben konnten, hatten wir ihm folgen lassen. Nun aber war der ganze Vorrat erschöpft und Ersatz wegen der späten Stunde nicht möglich. Deshalb erschienen die Schlußworte des Bräutigams so dunkel; seine Rede verklang in Nacht.

Doch das trübte unsere Stimmung nicht. Der Morgen lag noch fern und vor dem Morgengrauen heimzufahren, lag damals mir noch ferner. Wir eilten hinaus auf die Straße. Jeder ergriff in der Dunkelheit den ihm gerade erreichbaren Rock. Daß ich meinen Havelock bekam, dafür sorgte einer unserer Vorarbeiter, dem ich ihn übergeben. Zurückbleiben durfte niemand; ich trieb alle hinaus und überzeugte mich mit Aufwendung meiner letzten Zündhölzchen persönlich davon, daß das Zimmer leer war. Stadtwärts stürmten wir, der nächsten offenen Gastwirtschaft zu. Den nächtlichen Hütern des Gesetzes mußte unsere lärmende, etwas sonderbar kostümirte Schar wohl verdächtig vorkommen, denn sie folgten uns auf den Fersen bis vor die Kneipe, welche uns aufnahm. Es war dies eine der allergewöhnlichsten Sorte; für unsere Gesellschaft aber in diesem Falle das passendste Lokal. Dort konnten wir die Hochzeit fortsetzen in der Weise, wie wir sie begonnen.

Wir inscenirten ein fröhliches Gelage, der reine Hexensabbath war's. Meine reichlichen Spenden hatten den traurigen Erfolg, daß ein Streit unter den Fleischerburschen entstand, der in eine fürchterliche Schlägerei ausartete. Plötzlich flog ein Stuhl gegen die von der Balkendecke herniederhängende elende Leuchte, welche mit ihren qualmenden vier Talglichtern das Gastzimmer spärlich erhellte. Der altersschwache Apparat fiel herab, die Lichter erloschen, uns umgab Nacht. Es entstand eine allgemeine Verwirrung: viele suchten kreischend die Ausgangsthür zu gewinnen und als sie dieselbe verriegelt fanden, erhoben sie ein jämmerliches Geschrei; die anderen hieben in's Blaue hinein, warfen mit Stühlen, Biergläsern u. s. w., Tische wurden zerschmettert und ihre Trümmer als Projektile benutzt; betäubender Lärm erfüllte den dunklen Raum.

Plötzlich drang ein scharfer Schrei durch das wüste Gestampf. Einer aus uns hatte ihn ausgestoßen. Blutüberströmt war derselbe neben mir zu Boden gesunken, wo er besinnungslos liegen blieb. In dem wilden Getümmel, das jetzt entstand, kam auch ich zu Falle. Ueber uns hinweg ging die halsbrechende Jagd der Thür zu. Sie wurde gesprengt und alles stürzte hinaus. In der herrschenden Verwirrung hatte sich einer meines Havelocks bemächtigt, sich in denselben gehüllt und suchte nun eiligst das Weite. Durch den Lärm und mein Hilfegeschrei herbeigerufen, erschienen Nachtwächter und Polizisten. Sie fanden mich allein an der Seite eines anscheinend Toten, der in seinem Blute schwamm, allein, in Hemdärmeln, mit den sichtbaren Spuren des überstandenen Kampfes, neben mir das blutbefleckte Stuhlbein, mit welchem der verhängnisvolle Hieb geführt worden war. Zu alledem weigerte ich mich

noch, meinen Namen zu nennen, als man mich um denselben fragte, geriet aus Scham über die unwürdige Lage, in der ich betroffen wurde, in Verlegenheit, und das Ende dieser Hochzeit bei Talglicht war: die Hüter des Gesetzes nahmen mich in ihre Mitte und führten mich in's Gefängnis.

O mein Freund, was war das für eine Nacht, die erste, welche ich zwischen diesen dumpfen Mauern verbrachte! Was für eine Nacht bitterer Vorwürfe, herber Selbstanklagen! Der Rausch war verflogen, klar sah ich das Verwerfliche meines Treibens. Ich verwünschte meinen Leichtsinn; schaudernd erkannte ich, wie tief ich gesunken. Mir ekelte vor der Vergangenheit und bei dem Gedanken an die Zukunft überkam mich ein Gefühl, als müßt' ich ersticken. Ja, mein Freund, es war eine gerechte Strafe, — glücklicherweise bloß zur Warnung. Der Mann, den wir für tot hielten, war nur schwer verwundet. Er bezeugte meine Unschuld, sobald ihn der Arzt für vernehmungsfähig erklärt hatte. Nach Verlauf etlicher Wochen erhielt ich meine Freiheit wieder.

Diese Lektion hatte sich so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeprägt, daß ich von stundan auf meine bisherige Lebensweise verzichtete und das „Noblesse oblige" in sittlicher Beziehung zu meinem Wahlspruch erhob. Noch jetzt haftet der Eindruck, den jenes Ereignis auf mich hervorbrachte, so tief, daß er mich überwältigte beim Anblick meines Havelocks, dieses Genossen meiner Verirrung, den ich mir aufbewahren will zur angenehmen Erinnerung. Denn so gewiß die Zeit der Leiden eine schreckliche ist, so angenehm gestaltet sich die Erinnerung daran, wenn man in der gebrauchten Medizin die Gewähr hat, daß sie nie wiederkehren. Es ist die Freude an dem Siege, den nach hartem Kampfe die Selbstbeherrschung errang, was dergleichen Erinnerungszeichen uns teuer machen kann. Meinen Havelock trag ich heim als Trophäe."

Hier schloß Herr von D. seine Erzählung. Ueber die Moral derselben zu diskutiren, hatten wir keine Zeit. Wir standen am Dampferhalteplatze; die Glocke ertönte zur Abfahrt. Noch ein Händedruck und der freundliche Herr fuhr seinem Ruhesitze in Scheitnig zu.

Eine Theater-Vorstellung mit Hindernissen.

Nach dem Aufstande, welcher am 20. April 1814 zu Gunsten der Oesterreicher in Mailand ausbrach, rückte am 28. April der österreichische Feldmarschall Graf Bellegarde in die Stadt ein, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen und das Land für seinen Kaiser in Besitz zu nehmen. Aber in gewissen italienisch gesinnten Kreisen der Bevölkerung gährte es im geheimen fort und man war mit dieser Wendung der Dinge keineswegs einverstanden. Trotzdem wagten die Unzufriedenen nicht, etwas zu unternehmen, was Verdacht hätte erwecken können, und nur ganz im verborgenen unter Anwendung äußerster Vorsichtsmaßregeln hielten sie ihre Zusammenkünfte.

Da ließ sich eines Abends zu später Stunde ein Mann bei dem Feldmarschall melden, welcher ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschte. Graf Bellegarde befahl, ihn vorzulassen und erblickte nun eine tief in einen Mantel gehüllte Person, die offenbar die Absicht hatte, möglichst unerkannt zu bleiben. Erst als sich der Mann mit dem österreichischen Heerführer allein befand, schlug er den Mantel zurück und Bellegarde erkannte jetzt einen Diener des ehemaligen Präsidenten Melzi, welcher bald nach dem Einzug des Feldmarschalls die Flucht ergriffen, vorher aber noch den Besuch des Truppenkommandeurs empfangen hatte.

Der Italiener erklärte, sein Anliegen sei von höchster Bedeutung für die Oesterreicher, er könne dasselbe aber nur mitteilen, wenn man ihm die Mittel gewähre, sich im Auslande eine Existenz gründen zu können, damit er vor der Rache seiner Landsleute sicher sei. Nach längeren Verhandlungen verspach ihm der Graf eine Belohnung von 10 000 Lire, indes würde er ihn bis zur Bestätigung seiner Angaben unter Bewachung stellen.

Nun enthüllte der Fremde dem General den Plan einer Verschwörung, die nichts geringeres bezweckte, als die Ermordung sämtlicher österreichischen Offiziere. Diese Absicht sollte schon an einem der nächsten Abende ausgeführt werden und zwar gelegentlich der Aufführung eines neuen Stückes, welche im Scalatheater stattfinden sollte. Man wußte, daß die Offiziere, wie stets bei solchen Gelegenheiten, vollzählig im Theater sein würden; auf ein gegebenes Zeichen sollten sie von den Verschworenen überfallen und erdolcht werden. Als erstes Opfer war Feldmarschall Bellegarde selbst ausersehen, eine Anzahl Eingeweihter sollte seine Loge stürmen und ihn töten, um die anderen mutlos zu machen.

Die Gefahr für die Oesterreicher war keine geringe, das war dem Oberbefehlshaber klar; hier galt es rasch und energisch zu handeln, und in aller Stille traf er seine Anordnungen.

Als die Stunde der Aufführung gekommen war, hatten sich die weiten Räume des Theaters bis auf den letzten Platz gefüllt, seltsamerweise aber befand sich kein einziger Offizier im Parquet, dem gewöhnlichen Platz derselben. Alles war im Gesellschaftsanzuge erschienen, das Haus war festlich beleuchtet, denn man wußte, daß der General, der Vertreter des Kaisers, das Theater besuchen werde. Eine Minute vor Beginn der Vorstellung erschien denn auch der Feldmarschall in großer Galauniform in seiner Loge, umgeben von einem glänzenden militärischen Gefolge. Sofort trat er an die Logenbrüstung vor und winkte mit der Hand; alles verstummte, langsam und feierlich aber rollte der Vorhang empor und zeigte ein seltsames, unerwartetes Bild. Die ganze Bühne stand voll österreichischer Soldaten, die Gewehre im Anschlag und den Lauf auf das Publikum gerichtet; Totenstille herrschte, denn die Uneingeweihten glaubten, diese Scene gehöre zur Handlung des Stückes, während die Verschwörer erzitterten.

Da erhob der Gouverneur seine Stimme:

„Ich bin von dem nichtswürdigen Plan gegen das Leben meiner Offiziere genau unterrichtet," rief er laut und streng durch den weiten Raum, „und ich werde die Schuldigen zu treffen wissen. Niemand verläßt seinen Platz, — bei dem geringsten Versuch der Widersetzlichkeit lasse ich Feuer geben. Die Ausgänge des Theaters sind geschlossen, meine Truppen halten Straßen und Plätze besetzt, bei den Verschworenen wird Haussuchung gehalten, wie auch die hier Anwesenden sich eine Durchsuchung gefallen lassen müssen. Jeder Ungehorsame wird auf der Stelle niedergeschossen."

Nun begann die Durchsuchung Reihe vor Reihe, durch Offiziere und Unteroffiziere. Bei einer großen Anzahl Herren fand man Dolche und sonstige Waffen, und die Träger derselben wurden sofort abgeführt, Unverdächtige dagegen durften das Theater verlassen und nach Hause zurückkehren. Als das Theater geräumt war, fand man noch eine Menge scharfgeschliffener Stilets, deren man sich rechtzeitig entledigt hatte. Ein strenges Strafgericht brach über die Verschwörer herein, deren Rädelsführer erschossen wurden.

Noch in den fünfziger Jahren bestand in Wien eine Maccaronifabrik unter der Firma: Giovanni Toschi. Der Inhaber derselben war der ehemalige Diener des Präsidenten Melzi, welcher das Komplott verraten und sich nach Wien gewendet hatte. Der Name war ein angenommener, seinen wirklichen Namen hat außer dem Feldmarschall niemand erfahren.

Die „kalten" Patschel.

„Das Kind hat schon wieder solche kalte Patschel! Es bringt sie allemal wieder herauf, so oft ich sie ihm auch unter das Bett stecke!"

So hört man manche Mutter klagen, wenn sie ihrem Liebling an die Händchen fühlt, welche er trotz der Sorgfalt der ersteren immer wieder in die Höhe — in die Gegend des Kopfes zieht.

Wenn die Mutter wüßte, daß das Kind von seinem Instinkt getrieben, etwas weit klügeres thut, als sie mit ihrer ganzen Liebe und Vorsorglichkeit — gewiß — sie würde das Kind gewähren lassen. Durch das Heben der Arme wird der Brustkasten des Kindes ausgeweitet, die Lungen, denen mehr Raum gewährt wird, werden kräftiger und können somit den ganzen Körper des Kindes mit mehr Luft versorgen und somit kräftigen. In das Kind ist vom Schöpfer der Trieb zur Entfaltung gelegt, und es erfüllt ihn unbewußt, aber sicher. Wir aber fahren mit unserer blinden Vorsorglichkeit immer wieder dazwischen und stören die Macht, die unbemerkt das beste schaffen will, indem wir dem Kinde die Hände an den Leib drücken, somit den Brustkasten verengen und den Lungen das Atmen erschweren.

Möge jede junge Mutter ihrem Kleinen die Händchen lassen, wo er sie hinzieht. Um sie vor dem Kaltwerden zu schützen, wird die Mutter wohl anderen Rat wissen, als das Drücken der kleinen Arme an den Leib. Die Liebe ist erfinderisch, namentlich aber die Mutterliebe.

Weit wichtiger aber, als das Warmhalten der Händchen, ist das Warmhalten des Magens. Wie häufig sieht man Kinder von etwa zehn bis zwölf Wochen, denen das Tragbett zu klein geworden ist, oder vielmehr, die für das Tragbett zu groß geworden sind, mit nur spärlich bedeckter Magengegend umhergetragen werden. Der kleine Märtyrer verkehrter Sorgfalt bekommt Schlucken und Erbrechen. Die Mutter weiß, daß ihm kalt ist und will ihn wieder recht hineinstecken, aber das gefällt ihm nicht. Er will nicht in einem fort schlafen und ins Finstere sehen; das Licht freut auch ihn, und er beginnt zu schreien. Er wird immer wieder hervorgenommen, aber daß sein Magen bedeckt werden sollte, daran denkt niemand. Das Bett ist einmal zu klein, und in einigen Wochen wird er ja herausgenommen und ihm ein Kleidchen angezogen. Das Schreien und andere Anzeichen schlechter Verdauung mehren sich, er empfindet große Unbehaglichkeit und will immer weniger im Bett bleiben und noch acht Tage — und Darmkatarrh ist vollständig da.

An den Händchen fühlt die Mutter dem Kleinen, aber an der Magengegend nicht, diese ist ja nicht sichtbar, und noch weniger kann sie sehen, wie die Säfte in den Adern des Magens stocken, die letzteren sich nach und nach entzünden und endlich gänzlich ihren Dienst versagen. Dann wird wohl der Arzt gerufen, aber sehr häufig ist es auch hier — zu spät.

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— **Pacific-Eisenbahn.** (Siehe das Bild Seite 333.) Die bedeutendste unter den sechs Pacificbahnen, die quer durch das ungeheure Ländergebiet von Nordamerika hindurchgehend, den Atlantischen Ozean mit dem stillen Meer verbinden, ist die Union- und Central-Pacificbahn. Sie beginnt bei Omaha in Nebraska am Missouri und führt über Ogden-City nach San Franzisko. Von Omaha aus durchfährt die Bahn noch einiges Kulturland in der Ebene, zieht sich dann an der Ostseite der Felsengebirge zum Evanspaß empor und hat bei Sherman in 2512 m Seehöhe ihren höchsten Punkt erreicht. Hölzerne Dächer bieten hier Schutz vor den Bedrohungen der Natur, und kühne, meist hölzerne Brücken führen über tiefe Schluchten. Eine wild pittoreske Gebirgslandschaft zeigt sich besonders in den Wahsatch Mountains, denen das Motiv zu unserem Bilde entnommen ist. Nachdem die Bahn die nun folgende Ebene des Salzsees passirt hat, beginnt bei der Station Humboldt der Aufstieg in die hochromantische Gebirgswelt der Sierra Nevada. Hier rauschen dunkle Nadelwälder, Wildbäche schäumen von der Höhe, und an Abgründen vorüber steigt die Bahn höher und höher. Auf der Paßhöhe des Gebirges bei der Station Summit, 2146 m hoch gelegen, ist die Szenerie am großartigsten. Mit sieben schweren Lokomotiven keucht hier im Winter der Kurirzug durch die wirren Massen, welche Schnee und Regen da anhäufen. Um so herrlicher gestaltet sich der Abstieg nach dem Goldlande von San Franzisko. Milder wehen die Lüfte, die Vegetation wird reicher und zwischen den gigantischen Tannen und Cedern rauschen von den goldreichen Hängen die Wasseradern. — 1863 wurde der Bahnbau begonnen und die von Omaha bis San Franzisko 3003 km lange Strecke in der beispiellos kurzen Zeit von 6 Jahren, in der Hälfte der vorgesehenen Bauzeit, vollendet. Von New-York aus gerechnet, mißt die Linie nicht weniger als 5260 km, eine Strecke, die, in grader Richtung gemessen, der Entfernung zwischen Paris und Tobolsk in Sibirien gleichkommt. Von den Bahnen mit durchgehendem Verkehr ist diese Eisenbahn jedenfalls die längste der Welt.

— **Ein Königsbefehl.** Friedrich Wilhelm III. von Preußen hielt ein Manöver ab. Dieser Monarch sprach bekanntlich, wenn er lebhaft wurde, ziemlich rasch, kurz abgebrochen und undeutlich. Dabei hatte er, wie mild und wohlwollend er sonst war, es ungern, wenn er nicht sofort verstanden wurde, und die Frage machte ihn noch lebhafter, so daß, wenn er seinen Satz wiederholen mußte, er sehr schwer zu verstehen war. Am schlimmsten war das, wenn der König ein Feldmanöver kommandirte und seine Befehle aufs schnellste und pünktlichste vollzogen werden mußten. Seine Adjutanten freilich, die täglich um ihn waren, hatten seine Ausdrucksweise so studirt und sich so an sie gewöhnt, daß schon ein einzelner Ton, ein Wink des Königs ihnen verriet, was er wollte. Doch bei einem Manöver reichten die Adjutanten nicht aus, die verschiedenen Befehle an die einzelnen Kommandeure nach allen Seiten zu überbringen; es wurden daher immer eine Anzahl anderer Offiziere als Ordonnanz-Offiziere in die Umgebung des Königs kommandirt. Und diese verstanden den König desto schlechter. Bei einem Manöver nun hatte der König sämtliche Adjutanten und Offiziere mit Befehlen fortgeschickt. Nur noch ein Lieutenant, einer jener unglücklichen Ordonnanz-Offiziere, hielt bei ihm. Der junge Mann war in Höllenangst. Seit einer Stunde hatte er alle jene Befehle gehört, von denen er kein Wort, keine Silbe verstanden hatte. Die Adjutanten hatten sie verstanden, und doch hatte er bemerkt, wie der König schon ungeduldig geworden war, wenn einer von ihnen nur eine Sekunde über den Sinn der königlichen Worte zweifelhaft nachgesonnen hatte.

„Wenn ich nur keinen Befehl bekomme!“ jammerte der Lieutenant für sich. — Da bekam er schon einen.

„Lieutenant R.,“ rief der König plötzlich heftig, „reiten zum General Thiele, sagen —“ Und nun verstand der Offizier in seiner Angst nichts mehr, er hörte nur Töne, die ihm vorkamen wie: Remteremteremtemtem. Einen Augenblick war der junge Mann wie vom Schlage gerührt.

„Reiten!“ befahl der König dringender. Da hatte er sich aber auch schnell gefaßt. Er setzte seinem Pferde beide Sporen ein und jagte im gestreckten Galopp, als wenn hinter ihm der Tod herjage, zu dem General Thiele, der ungefähr eine Viertelstunde entfernt stand. Als er bei dem General ankam, rief er so eilig, wie er herausgesprengt war:

„Excellenz, Majestät lassen befehlen, remteremteremtemtem.“

„Herr,“ rief der General, „was lassen Se. Majestät befehlen?“

„Remteremteremtemtem!“

Und er gab seinem Pferde die Sporen und jagte zum König zurück, als wenn er sich dort das Leben holen sollte. Man hat übrigens nicht gehört, daß das Manöver verunglückt wäre.

— **Scharfe Replik.** In einer Gesellschaft spricht man vom Krieg und mit Bedauern von seinen unvermeidlichen Opfern. Da sagt ein junger Rechtsanwalt mit schneidender Kälte: „Was ist da zu bedauern? Wer vom Degen lebt, der muß auch durch den Degen sterben.“ „Sie haben eine eigene Logik,“ erwiedert ihm ein älterer pensionirter Offizier, „nach ihr muß also jeder, der vom Rechte lebt, von Rechtswegen umkommen.“

— **Angenehme Aufklärung.** Fremder: Zum Donnerwetter, jetzt schneiden Sie mich schon zum zweitenmale. Wenn Sie nicht besser rasiren können, werden Ihnen Ihre Kunden bald wegbleiben. Lehrling: Die Kunden darf ich ja noch gar nicht rasiren, ich rasire nur die Fremden!

— **Sonntagsruhe.** Wirtin: „ . . . Die Eier können S' mit Appetit essen — die sind ganz frisch gelegt!“ Professor: „Heute?“ Gattin (flüsternd): „Aber Männchen, blamir' dich doch nicht! Heute ist ja Sonntag!“

— **Erkenntlich.** Herr Doktor, Ihna verdank i mei Freisprechung — aber zahlen kann i Ihna net. Erlauben S' daher, daß i Ihna an Schinken von der gestohlenen Sau schicke.

— **Er kann's besser.** Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung beizufügen?“ Angeklagter: „Ja!“ (Seinem Verteidiger auf die Achsel klopfend): „Nu passen Se uff, Männeken, hier können Se was lernen.“

— **Begreiflich.** 1. Student: „Du, dein armer Dackel ist ja halb verhungert! Ja wo war denn das arme Tier eingesperrt, daß du es so ganz vergessen konntest?“ 2. Student: „In meinem Studirzimmer!“

— **Ein rücksichtsvoller Sohn.** Student (zu einem Commilitonen am Schreibtisch): „Bereitest dich wohl aufs Examen vor.“ „Mich nicht, aber meinen Vater!“

Bedenkliche Verwandtschaft. Baronesse: „Ist der junge Graf nicht ein charmanter Mann?“ Gräfin: „Dem Aussehen nach gewiß. Aber seine Familie muß doch nicht ganz fein sein. Hörtest du nicht, wie er eben den Postillon Schwager genannt hat?“

— **Sehr ähnlich.** Fürst: Also in Ihrer Jugend ging es Ihnen schlecht? Hofschauspieler: O ja, als ich noch bei der Schmiere war, wo auf Teilung gespielt wurde — Fürst: Nun, gar so schlimm wird es nicht gewesen sein. Hofschauspieler: O bitte Durchlaucht, Sie können da gar nicht mitreden — regieren Sie erst mal auf Teilung.

— **Aebertrumpft.** Jugendlicher Liebhaber: Denken Sie sich, Herr Kollege — wie ich neulich in Hamburg gastirte, haben sie dermaßen mit Blumen geworfen, daß ich infolge des starken Duftes ohnmächtig wurde. Intriguant: Alltäglich! Sobald ich in einer meiner Glanzrollen auftrete, brauchen sie im Theater kein Gas anzuzünden!

— **Aus dem Tagebuche der Frau Schulze.** Am 16. November ist mein Mann den 17. November um halb 9 Uhr nach Hause gekommen.

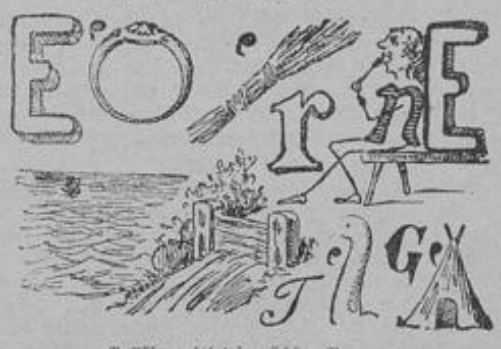
— **Gedankensplitter.** Auf einem Steckenpferde zu reiten, ist meist kostspieliger, als auf einem lebendigen Gaul. — Wer sich dem Amor in die Hände giebt, Der wandelt auf der Knechtschaftsbahn: Ein König, wenn er sich so recht verliebt, Wird ganz gewiß ein Unterthan.

Rätsel: So klein das Erste und doch so groß,
Für sich eine Welt alleine,
Du kannst es verschenken, süßes Loos,
Und doch bleibt's immer das Deine.

Das Zweite spricht von des Schöpfers Kraft,
Der Natur in tausend Gestalten —
Trifft man's beim Hirsch, wird er hingerafft,
Belehrung auch kann es enthalten.

Das Ganze ist ein herztausiger Schatz,
Nichts kann es lieberes geben,
Am Herzen der Mutter ist sein Platz,
Gern läßt sie dafür ihr Leben.

Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Rätsel: Das Handtuch. **Rebus:** Parlamente.

Herausgegeben und redigirt von Ludwig Weber in Düsseldorf,
Druck des Düsseldorfer Volksblattes, Gesellschaft m. b. H., ebendaselbst.